

(Nachdruck verboten.)

80]

Die Mutter.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Seb.

Aber jetzt erhob sich Pawel, und es wurde plötzlich still. Die Mutter schwanke mit dem ganzen Körper vorwärts. Pawel begann ruhig:

„Als Parteimann erkenne ich nur das Gericht meiner Partei an und werde nicht zu meiner Verteidigung sprechen, sondern auf Wunsch meiner Genossen, die ebenfalls auf eine Verteidigung verzichtet haben, will ich versuchen, Ihnen das zu erklären, was Sie nicht verstanden haben. . . . Der Staatsanwalt hat unseren Eintritt in die Reihen der Sozialdemokratie einen Aufstand gegen die höchste Gewalt genannt und uns die ganze Zeit als Rebellen gegen den Zaren angesehen. Ich muß erklären, daß der Zar in unseren Augen nicht als die einzige Stütze erscheint, die dieses Land fesselt. Er ist nur das erste und nächstliegende Glied, von dem wir das Volk befreien müssen . . .

Während seine feste Stimme erklang, wurde die Stille noch tiefer, und es war, als wenn Pawel weit von den Menschen forttrüde und ein helleres, erhabeneres Aussehen gewann.

Ihr wurde kalt.

Die Richter bewegten sich schwerfällig und unruhig. Der Adelsmarschall flüsterte dem Richter mit dem trüben Gesicht etwas zu, der nicht und wandte sich an den Greis, dem gleichzeitig von der anderen Seite der franke Richter etwas ins Ohr flüsterte. Der Greis beugte sich in seinem Sessel nach rechts und nach links, sagte Pawel etwas, aber seine Stimme ging in dem gleichmäßigen und breiten Redestrom Blawows unter.

„Wir sind — Sozialisten. Das heißt, wir sind Feinde des Privateigentums, das die Menschen entzweit, sie gegen einander rüstet und unversöhnliche Interessengegensätze schafft, das im Bemühen, diese Feindschaft zu verbergen oder zu rechtfertigen, lügt und alle Welt durch Lüge, Heuchelei und Bosheit verdirbt. . . . Wir sagen: eine Gesellschaft, die den Menschen nur als Mittel zu ihrer Bereicherung betrachtet, ist menschenwidrig; wir können uns mit ihrer heuchlerischen und lügenhaften Moral nicht ausöhnen. Ihr Eynismus und ihre Grausamkeit der einzelnen Persönlichkeit gegenüber sind uns verhaßt, wir wollen und werden gegen alle Formen physischer und moralischer Knechtung der Menschen durch eine solche Gesellschaft, gegen alle Arten Menschenschinderei kämpfen. . . . Wir Arbeiter . . . sind die Leute, durch deren Tätigkeit alles geschaffen wird — von den riesigen Maschinen an bis zum Kinderspielzeug, wir sind die Leute, die man des Rechts beraubt hat, für ihre Menschewürde zu kämpfen, uns will und kann jeder in ein bloßes Werkzeug verwandeln, um seine Zwecke zu erreichen. Wir wollen jetzt so viel Freiheit haben, daß wir durch sie in die Möglichkeit versetzt werden, mit der Zeit alle Macht zu erbern. Unsere Losung ist einfach: fort mit dem Privateigentum, alle Produktionsmittel — dem Volk, alle Macht — dem Volk, die Arbeit — verbindlich für alle. Sie sehen — wir sind keine Rebellen!“

Pawel lächelte, fuhr langsam mit der Hand durch das Haar, und das Feuer in seinen Augen flammte heller auf.

„Ich bitte Sie . . . zur Sache zu sprechen!“ jagte der Vorsitzende deutlich und laut. Er hatte sich Pawel mit der Brust zugewandt, blickte ihn an, und der Mutter war es, als wenn sein linkes, trübes Auge in bösem, gierigem Feuer brannte. Und alle Richter betrachteten ihren Sohn so, daß es schien, als wenn ihre Augen an seinem Gesicht anklebten, sich in seinen Körper einsögen, nach seinem Blut dürsteten, um dadurch ihre ausgemergelten Leiber neu zu beleben. Er aber stand gerade, fest und sicher in seiner ganzen Größe da, streckte die Hand nach ihnen aus und sagte nicht laut, aber deutlich:

„Wir sind Revolutionäre und werden es so lange bleiben, wie Privateigentum existiert, so lange, wie die einen nur kommandieren, die anderen — nur arbeiten. Wir sind gegen die Gesellschaft, deren Interessen zu verteidigen man Ihnen befohlen hat, wir sind deren und Ihre unversöhnlichen Feinde,

und eine Aussöhnung zwischen uns ist so lange unmöglich, bis wir siegen. Wir werden siegen, wir Arbeiter! Ihre Auftraggeber sind durchaus nicht so stark, wie sie glauben. Dasselbe Eigentum, für dessen Anhäufung und Aufbewahrung sie Millionen geknechteter Menschen hinopfern, dieselbe Kraft, die ihnen Macht über uns gibt, erregt unter ihnen feindselige Reibungen, verdirbt sie physisch und moralisch. Das Eigentum erfordert zu seinem Schutz allzu viele Anstrengungen, und im Grunde genommen sind sie, unsere Gebieter, mehr Sklaven als wir. Sie sind geistig verflaut, wir nur körperlich. Sie können dem Druck der Vorurteile und Gewohnheiten nicht entrinnen, einem Druck, der Sie seelisch getötet hat; uns hindert niemand, innerlich frei zu sein. Das Gift, mit dem Sie uns vergiften, ist schwächer als das Gegenmittel, das Sie — wider Ihren Wunsch — unserem Bewußtsein einträufeln. . . . Das wächst, entwickelt sich unaufhaltsam, entzündet sich immer schneller und reißt alle Guten, alle geistig Gesunden selbst aus Ihren Reihen mit sich. Bliden Sie einmal hin, Sie haben schon keine Leute mehr, die mit Ideen für Ihre Macht kämpfen könnten, Sie haben die Argumente ausgegeben, die Sie vor dem Ansturm historischer Gerechtigkeit schützen können, Sie können im Ideenreich nichts Neues schaffen, Sie sind geistig unfruchtbar. Unsere Ideen wachsen, flammen immer heller auf, sie ergreifen die Volksmassen und organisieren sie zum Freiheitskampf. Das Bewußtsein der großen Rolle, die die Arbeiter zu spielen berufen sind, vereinigt alle Arbeiter der ganzen Welt zu einer Seele. Sie können diesen Erneuerungsprozeß des Lebens durch nichts aufhalten, außer durch Schamlosigkeit und Eynismus. Aber die Schamlosigkeit fällt sofort ins Auge, die Grausamkeit ruft Erbitterung hervor. Und die Hände, die uns heute erwürgen, werden bald brüderlich die unseren drücken. Ihre Energie — ist die mechanische Energie des zinstragenden Goldes. Sie vereinigt Sie in Gruppen, die dazu berufen sind, sich gegenseitig aufzufressen, unsere Energie — ist die lebendige Kraft des stets zunehmenden Bewußtseins der Solidarität aller Arbeiter. Alles, was Sie tun, ist ein Verbrechen, denn es ist darauf gerichtet, die Menschen zu Sklaven zu machen. Unsere Arbeit dagegen befreit die Welt von Gespenstern und Ungeheuern, die Ihre Lüge, Ihre Bosheit, Ihre Eier erzeugt haben und die das Volk erschrecken. Sie haben die Menschen aus dem Leben herausgerissen und sie zugrunde gerichtet. Der Sozialismus vereint die von Ihnen zerstörte Welt zu einem harmonischen Ganzen und das — wird kommen!“

Pawel hielt eine Sekunde inne und wiederholte leise, kräftiger:

„Das wird kommen!“

Die Richter flüsterten miteinander, schnitten sonderbare Grimassen und wandten ihre gierigen Augen nicht von Pawel ab; die Mutter aber fühlte, daß sie seinen biegsamen, festen Körper mit ihren Blicken beschmückte, daß sie ihn um seine Gesundheit, Kraft und Frische beneideten. Die Angeklagten hörten der Rede ihres Genossen aufmerksam zu, ihre Gesichter waren blaß, die Augen blühten freudig. Die Mutter verlag die Worte ihres Sohnes und sie prägte sich in wohlgeordneten Reihen ihrem Gedächtnis ein. Der Greis unterbrach Pawel ein paar Mal, erklärte ihm etwas, einmal lächelte er sogar traurig, Pawel hörte ihn ruhig an, sprach dann streng und hart und erzwang durch seine Ruhe, daß man ihn anhörte. Das dauerte lange, aber endlich schrie der Greis etwas, indem er die Hand gegen Pawel ausstreckte. Als Antwort darauf ergoß sich etwas spöttisch Pawels Rede.

„Ich schließe. Ich wollte Sie persönlich nicht fränken, im Gegenteil, da ich nun einmal bei der Komödie, die Sie Gericht nennen, zugegen bin, fühle ich fast Mitleid mit Ihnen. Sie sind doch immerhin Menschen, und es tut uns stets leid, Menschen zu sehen, die zwar Feinde unserer Ziele sind, aber doch in so schimpflicher Weise gezwungen sind, der Gewalt Dienste zu leisten, die in diesem Maße das Bewußtsein ihrer Menschenwürde verloren hat. . . .“

Er setzte sich, ohne die Richter anzusehen; die Mutter hielt den Atem an, blickte ihrerseits die Richter unverwandt an und wartete.

Andrej, der über das ganze Gesicht strahlte, drückte Pawel fest die Hand, Samoilow, Masin und alle anderen beugten sich lebhaft zu ihm hin. Er lächelte durch die Beifalls-

Bezeugungen seiner Freunde etwas verwirrt, blickte dahin, wo seine Mutter saß, nickte ihr zu und fragte gleichsam:

„Ist es so richtig?“

Sie antwortete, von einer heißen Liebeswelle überströmt, mit einem tiefen, freudigen Seufzer.

„Da . . . hat das eigentliche Gericht angefangen!“

flüsterte Sifow. „Wie hat er sie vorgenommen . . . was?“ Sie nickte schweigend, zufrieden damit, daß ihr Sohn so kühn gesprochen hatte — vielleicht noch zufriedener, daß er zu Ende war. In ihrem Kopfe hämmerte die unruhige Frage:

„Nun? Was tut Ihr jetzt?“

„Was ihr Sohn gesagt, war ihr nicht neu, sie kannte diese Gedanken, aber sie fühlte zum ersten Male hier angefaßt des Gerichtes die seltsame, hinreißende Kraft seines Glaubens. Pawels Ruhe setzte sie in Erstaunen und seine Rede floß in ihrer Brust zu einem sternähnlichen Strahlenbündel fester Ueberzeugung von der Wahrheit dieses Glaubens und seinem Siege zusammen. Sie erwartete, die Richter würden erbittert mit ihm streiten, ihm böse erwidern und ihre eigene Wahrheit ins Treffen führen.“

(Fortsetzung folgt.)

Arzt und Schulbetrieb.

Von Otto Rühle.

Die Entwicklung des Erziehungswesens weist die unerkennbare Tendenz auf, immer mehr Sache der ganzen Gesellschaft zu werden. Die engen Wände des Familienzimmers, zwischen denen sich bisher der erste und bedeutendste Abschnitt der Erziehungsarbeit vollzog, und der geschlossene Wirkungskreis des Berufspädagogen, der sich noch heute vielfach als alleiniger Herr und Meister der Jugendbildung fühlt — sie weiten und reden sich unausgesetzt aus, rücken ihre Grenzen immer ferner und gewähren so der Erziehung neue Gebiete, neue große Bewegungs- und Betätigungsmöglichkeiten. Erziehung des Kindes für die Gesellschaft durch die Gesellschaft, so lautet das Ziel der Sozialpädagogik, dem mit der Länge der Zeit immer mehr Blinde sich zuwenden. Mit der Einführung des Arztes in den Schulbetrieb wurde zum erstenmal die starre Mauer durchbrochen, die den Berufserziehern die Schule als anschließliche Domäne sichern sollte. Der Erfolg ermunterte zu weiteren Anläufen. Bald kopfte die Kunst-erziehungsbewegung an die Pforten, Einlaß fordernd für den Künstler, daß er mit dem Kunstschaffen und Kunstgenießen in den Dienst der Menschenerziehung trete und seine Mission schon bei der Jugend begünne. Und eine weitere starke Strömung, die beständig an Einfluß gewinnt, fordert neben Lehrer, Arzt und Künstler den Handwerker, Gärtner und Landwirt, durch deren Hände die praktische Arbeit als Erziehungsmittel Geltung und wirksame Kraft gewinnen soll. So werden die engen und beengenden Wände des pädagogischen Zünftertums und der zünftlerischen Pädagogik gesprengt, und in breiten Bogen wird einst das wechselvoll flutende Leben der Gesellschaft seine Anregungen, Impulse und Erziehungsmomente in den Kreis der Jugend tragen, um diese mit dem Geiste zu erfüllen und der Kraft zu befruchten, die eben dieses Leben später von ihr wieder erfordert.

Dem Schularzt ist heute im allgemeinen nur ein noch ziemlich kleiner Wirkungskreis eingeräumt. Meist beschränkt sich seine Tätigkeit auf periodische Untersuchungen der Kinder, deren Ergebnisse in Tabellen niedergelegt und am Jahreschlusse veröffentlicht werden. Da und dort wird er noch bei Auswahl der Ferienkolonisten und der Schwächlingigen um seine gutachtliche Aeußerung er sucht, und in vereinzelten Fällen erteilt er in Form von Vorträgen den Eltern Ausschluß über Kinderpflege, Krankheitsverhütung, Schulhygiene usw. Damit aber — äußerstenfalls — ist seine Wirksamkeit erschöpft. Das ist der größte Mangel der ganzen Einrichtung, denn in der Schule gibt es so unendlich viel für den Arzt zu tun, daß selbst wenn er ihr seine gesamte Arbeitskraft widmete, immer noch zu tun genug für ihn übrig bliebe. Die Tätigkeit des Arztes dürfte sich keineswegs nur auf die Keuherlichkeiten in der Beschaffenheit der Unterrichtsräume, der Verfassung der Schüler, der Organisation des Schulbetriebs beschränken, sie müßte auch das ganze Wesen der Erziehung in all ihren Keuherungs- und Erscheinungsformen durchdringen. Vielleicht wäre ein idealer Zustand im gewissen Sinne erreicht, wenn Arzt und Pädagoge ein und dieselbe Person wären. Daran ist freilich vorläufig nicht zu denken. Es muß dem Arzte in der Schule das Terrain schrittweise erobert werden und dieses Vordringen kostet viel Kampf und Schweiß, denn der Kapitalismus, der Leben und Gesundheit des Volkes verwüftet und zerstört, hat Ursache genug, die Konstatierungen der Ärzte an den verkümmerten und verwaehrlosten Leibern der unter Not und Entbehrung heranwachsenden Jugend des Proletariats zu fürchten. Jedoch die Zurück bietet keinen dauernden Widerstand, die Entwicklung schreitet über ihre Schatten hinweg. Einen rüstigen Schritt auf diesem Wege stellt eine Sammlung

von ärztlichen Gutachten dar, die im Auftrage des Elternbundes für Schulreform der bekannte Bremer Pfarrer Stuedel herausgegeben hat^{*)}; die Gutachten beziehen sich zunächst auf die Ueberbürdungsfrage, haben aber über den Rahmen dieses Spezialwecks hinaus als Beitrag zu dem bedeutsamen Kapitel Arzt und Schulbetrieb Wert und allgemeines Interesse.

Der im Dezember 1905 im Anschluß an den Beginn der Religionsunterrichtskampagne der Bremer Lehrer begründete Elternbund für Schulreform ist 1906 mit einer Gutachtenversammlung über den Religionsunterricht zum ersten Male vor die Öffentlichkeit getreten. Durch den Erfolg ermutigt, hat er später sein Interesse auch anderen pädagogischen Fragen gewidmet, unter denen besonders die Ueberbürdungsfrage Beachtung erheischte. Es wurde eine Umfrage veranstaltet, die von zirka 800 Ärzten Ausschluß darüber zu erhalten wünschte, „ob bei dem Maße von geistiger Arbeit, das heutzutage dem Schüler in höheren und auch niederen Schulen zugemutet wird, auch für genügende Erholungszeit von seiten der Schule vorgesorgt ist und ob die tägliche Schulzeit, wie sie fast überall gleichmäßig vorgeschrieben ist, den Rücksichten entspricht, die auf die geistige und körperliche Frische des in den wichtigsten Entwicklungsjahren stehenden Schülers genommen werden muß“. Unbegreiflicherweise hatte die Umfrage in bezug auf die Zahl der eingelaufenen Antworten ein geradezu beschämendes Ergebnis. Von 800 Fragebogen kamen — sage und schreibe — 49 zurück, darunter 15 von Bremer Ärzten und 4 ohne Unterschrift. Von Sachautoritäten und medizinischen Hochschuldozenten, die in erster Linie angegangen worden waren, hatten Bernhardt, Großjahn, Cramer, Solmann, Hoffa, Monti, Griesbach, Hindfleisch u. a. geantwortet. Entsprach die Reihe der „berühmten“ Namen, so statlich sie immerhin sein mag, auch nicht entfernt den gehegten Erwartungen, so gab sie doch schließlich den Ausschlag in der Frage, ob das in seiner Totalität deprimierende Ergebnis der Umfrage überhaupt literarisch und propagandistisch verwendet werden solle oder nicht. Der Elternbund entschloß sich zur Herausgabe und hat damit der Sache der Schulhygiene wie dem Bestreben, auch den Unterricht mehr den Forderungen der Hygiene anzupassen, keinen schlechten Dienst erwiesen.

Die erste der in der Umfrage gestellten Fragen lautete: Halten Sie es für richtig, daß, wie jetzt noch überall geschieht, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheiten individueller Entwicklung beim Kinde, das schulpflichtige Alter auf ein bestimmtes Lebensjahr festgelegt wird? Welches Lebensalter würden Sie durchschnittlich als dasjenige bestimmen, in welchem dem Kinde der Eintritt in die Schule zugemutet werden darf? — Von den 33 Beantwortungen der Frage sind nur 10 für die Festlegung auf ein bestimmtes Lebensjahr. Während vor zirka 16 Jahren Otto Janke noch an der Hand des gesamten ausschlaggebenden schulhygienischen Materials den Nachweis führen konnte, daß der Beginn der Schulpflicht mit volldem sechsten Jahre gutgeheißen werden könne, vorbehaltlich einiger Ausnahmen, ergeben die Antworten der Umfrage als Durchschnitt für den Schulbeginn bei normalen Kindern das siebente Lebensjahr, daselbe Jahr also, das auch ein 1883 erstattetes Gutachten der königlichen preussischen wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen als das geeignetste erachtete. Sechs Gutachter sind für das achte, einer für das zehnte Lebensjahr, 13 halten das sechste, unter Umständen schon das fünfte Jahr für zweckmäßig und unbedenklich. Von mehreren Beantwortern wird betont, daß es ein Unding sei, den Schulbeginn nach Schema F für alle Kinder regeln zu wollen, da hierfür einzig die geistige und vor allem die körperliche Entwicklung des Individuums maßgebend sein könne. Der Herausgeber vertritt denselben Standpunkt mit dem Hinweis auf die oft bestätigte Tatsache, daß ein zu früher Schulbeginn viel bedenklicher ist als ein zu später. Die Ausnahme jedes Kindes in die Schule sollte an die Bedingung geknüpft sein, daß es zuvor von einem Arzte gewissenhaft auf seine körperliche und geistige Entwicklung untersucht werde. Ohne den Ausweis einer auf Grund solcher Untersuchung ausgestellten ärztlichen Einwirkung sollte es nicht aufgenommen werden dürfen. Daß man sich dabei nicht immer auf die Einsicht des Schularztes, dem die Schulnlinge vorgeführt zu werden pflegen, verlassen kann, beweisen die gutachtlichen Aeußerungen des städtischen Schularztes Dr. Götz in Leipzig (des Vorsitzenden der deutschen Turnerschaft und fanatischen Sozialistenfressers), die sich — wie mehrfach ausdrücklich betont wird — durch ihre Härte und Rücksichtslosigkeit unermülich auszeichnen.

Die zweite Frage der Enquete lautet: Was halten Sie von der Zeit des täglichen Schulbeginns? Wieviel Schlaf bedarf ein Mensch im Alter von 6—10, wieviel im Alter von 10—14 und wieviel im Alter von 14—20 Jahren? Auf welche Stunde würden Sie den Anfang des Unterrichts in den Sommer- und in den Wintermonaten für die drei genannten Altersstufen ansetzen? Antwort: Es sind für das Alter von 6—10 Jahren 10¹/₂ Stunden, von 10—14 Jahren 9¹/₂ Stunden und von 14—20 Jahren 8¹/₂ Stunden Schlaf durchschnittlich erforderlich. Je mehr Schlaf das Kind braucht, desto länger soll es schlafen. Jubel Schlaf kann einem Kinde kaum geboten werden. Im Schlaf wächst das Gehirn, erneuert sich die Nervenkraft, erholen sich die Muskeln. Damit das Kind morgens nicht aus dem Schlaf ge-

^{*)} Arzt und Schulbetrieb. Gutachten deutscher Ärzte. Herausgegeben von Dr. Stuedel. Teutonia-Verlag, Leipzig 1907.

riffen zu werden braucht, soll die Schule für die Unterstufe im Sommer etwa um 8 Uhr, im Winter um 9 Uhr beginnen; für die Oberstufe um 8 bzw. 8 1/2 Uhr, und für das Alter von 14 bis 20 Jahren durchschnittlich um 8 Uhr. Der Herausgeber geht noch über die Forderungen der Ärzte hinaus, indem er verlangt, daß der Unterricht unter keinen Umständen weder bei jungen noch älteren Schülern vor 9 Uhr beginnen sollte. Wenn auch nicht auf dem Lande, so doch sicher in Großstädten wird diese Forderung sympathischer Aufnahme begegnen, und das Berechtigtermachen.

Sind Sie der Meinung, so forscht die dritte Frage, daß der ganze Schulunterricht auf den Vormittag beschränkt und aller Nachmittagsunterricht (abgesehen etwa von Spiel- und Handfertigkeits-Unterricht) abgeschafft werden muß? Der Herausgeber bezeichnet das Ergebnis dieser Frage als eine „für uns Schulreformer“ geradezu glänzende Genehmigung, denn 34 von 47 Gutachten befrworten die Beschränkung des Unterrichts auf den Vormittag. Wir vermögen dem Resultat keine so glänzende Seite abzugewinnen, weil wir das Streben nach Nur-Vormittags-Unterricht nicht teilen. Dieses Streben ist — wie allseitig zugegeben wird — eine Folgewirkung der Fruchtlosigkeit des Nachmittagsunterrichts. Warum aber ist der Nachmittagsunterricht fruchtlos? Weil der heutige Schulunterricht ein ganz einseitiger Lern- und Drillunterricht ist, der sich lediglich an den Intellekt wendet. Man schaffe Leben in den Unterricht, baue ihn auf dem Fundamente des Spiels, der Wanderung, der Arbeit auf — und man wird die Erfahrung machen, daß das Kind unter so gearteten Umständen des Nachmittags ebenso gern, leicht, froh und ohne die Zeichen der vorzeitigen Erschlaffung lernt und geistig arbeitet wie des Vormittags. Warum beschränken sich die Landesziehungsbehörden nicht bloß auf den Vormittagsunterricht? Warum lassen selbst die eifrigsten Befürworter des Vormittagsunterrichts für Spiel- und Handfertigkeit den Nachmittagsunterricht zu? Weil es bei Arbeitsunterricht keine Ermüdung im Sinne der heutigen Schulpraxis gibt. Die Frage der Ueberwindung der Nachmittags-Schülermüdigkeit ist unseres Erachtens keine Frage der Stundenplantechnik oder der Unterrichtsorganisation, sondern lediglich eine Frage der Methode. Hier ist das Rhodus, wo getanzt werden muß!

Die vierte Frage lautet: Was erachten Sie für die drei genannten Altersstufen je als die Maximalzahl von Unterrichtsstunden, die den Kindern an einem Vormittag zugemutet werden darf? Darauf antworten die Befragten: 6—10 Jahre durchschnittlich 3, 10—14 Jahre 4, 14—20 Jahre 5 Stunden. Ein Gutachter erklärt 1—2 Stunden geistiger Arbeit für genug, ein anderer — unglücklich! — bringt 8 Stunden in Vorschlag. Muß der Mann, ein Leipziger Arzt, Verständnis für das physische und psychische Wohlergehen der Jugend haben!

Die weiteren Fragen beziehen sich auf die Pause zwischen Vor- und Nachmittagsunterricht, die Pausen zwischen den einzelnen Unterrichtsstunden, die Hausaufgaben, den Unterricht im Freien und die Dauer und Verteilung der Ferien. Die Ergebnisse lassen sich wie folgt zusammenfassen: Zwischen dem Vormittags- und dem Nachmittags- (Spiel- oder Handarbeits-) Unterricht müssen vier Stunden Pause liegen. Der ungeteilte, mit geistig anstrengenden Fächern ausgefüllte Vormittagsunterricht darf für 6—10 Jahre nicht über 2 1/2, für 10—14 Jahre nicht über 3, für 14—20 Jahre nicht über 4 Stunden dauern. Eine selbstständig zu bewältigende, etwa 2 Stunden beanspruchende Arbeit darf dem Schüler für Sonnabendnachmittag aufgegeben werden. Ein Nachmittag der Woche muß schul- und aufgabenfrei belassen werden. Wenn nachmittags Unterrichtsstunden erteilt werden, auch Zeichen, so müssen Hausaufgaben behördlich verboten werden. Wird nur Singen, Turnen, Experimentieren und ähnliches getrieben, ist eine kleine Memorieraufgabe statthaft. Uebersetzungspräparationen sind abzuschaffen, alle unnötigen Schreibereien dem Schüler zu ersparen. Die eigentliche Lernstunde in der Schule soll nicht über 40 Minuten dauern. Alle Fächer, die einen Unterricht im Freien erfordern oder vortragen, sollen bei zuzugender Witterung im Freien abgehalten werden. Damit er hierzu die schönen Tage ausnützen kann, soll der Stundenplan nicht starr festgelegt sein. Einmal in der Woche hat der Lehrer einen Ausflug, Spiele oder sportliche Uebungen zu veranstalten, doch nicht an einem schulfreien Nachmittage. Hausaufgaben dürfen an diesem Tage nicht gegeben werden. Die Ferien sollen insgesamt 13 Wochen betragen und nicht durch Ferienaufgaben belastet sein. Außerdem ist der erste Montag jedes Monats freizugeben.

Im Schlußsatz ergaunte und verkümmerte Pedanten werden ob all dieser Forderungen die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen und erstaunt fragen, ob denn dann überhaupt noch Zeit zum Unterrichten und Lernen für Lehrer und Schüler übrig bleibt. Sie mögen um beswillen ruhig schlafen, denn hier gilt das Wort: Die Menge tut es nicht! Je frischer und gesünder, gepflegter und gesünder das Kind, desto höher seine Leistungsfähigkeit; je kürzer die Kraftanstrengung, desto intensiver die Kraftentfaltung. Komme zu all den weitgehenden Erleichterungen, die die Schul- und Unterrichtshygiene der lernenden Jugend zu bieten den guten, ehrlichen Willen hat, noch eine der Kindesnatur völlig angepaßte Methode, die freilich nur auf dem Wege einer grundsätzlichen Revolutionierung des gesamten öffentlichen Erziehungswesens zu gewinnen ist, dann müßte die Schulqual von heute sich in eine wahrhafte und beglückende Schulfreude verwandeln und es würde nicht mehr möglich sein,

daß in einer in bürgerlichen Kreisen so angesehenen Zeitschrift wie der „Jugend“ die Worte zu lesen sind:

Ein Zucht haus ist die Schule, kein Haus gesunder Zucht — Was Wunder, daß der Jüngling das Schinderhaus verflucht.

Kleines feuilleton.

Hennen, die täglich zwei Eier legen. Nach der allgemein verbreiteten Ansicht ist es für eine Henne unmöglich, mehr als ein Ei an einem Tage zu legen, und doch erleidet auch diese Regel zuweilen eine bewundernswürdige Ausnahme. Die Geflügelzucht hat überhaupt die Leistung der Hennen erheblich gesteigert. Professor Howell hat an einer der landwirtschaftlichen Versuchsstationen in den Vereinigten Staaten durch Zucht die Legetätigkeit der Hennen zu steigern versucht und hat als höchsten Betrag eine Lieferung von 255 Eiern im Jahr von einer einzelnen Henne erzielt. Ob dies Ergebnis einer noch weiteren Steigerung fähig ist, läßt sich schwer sagen, jedoch sollte theoretisch die Grenze erst bei einem Zustand angenommen werden, in dem die Henne die von ihr aufgenommene Nahrung nicht mehr schnell genug zum Aufbau der Eier verarbeiten kann. Ein biologischer Grund liegt, wie Dr. Dreiv in der Wochenschrift „Science“ schreibt, nicht vor, warum nicht eine Henne an jedem Tag des Jahres ein Ei oder warum sie nicht an einem Tage mehr als eines legen sollte. Jedenfalls ist die Geflügelzucht in ihrer Praxis, wenn sie dies Ziel zu erreichen sich bemüht hat, bisher immer auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen. Dr. Dreiv hat selbst Experimente ausgeführt, wozu er besondere Vorrichtungen für die Beaufsichtigung der Hennen anwandte. Sobald eine Henne ein Nest betrat, fiel eine Tür hinter ihr zu und sperrte sie nicht nur selbst bis zur Erfüllung ihrer Pflicht ein, sondern hielt auch alle anderen Geschwister fern. Auf diese Weise wurde die Eigenschaft jeder einzelnen Henne festgestellt. Nach einigen Wochen lenkte sich auf eine Henne der erste Verstand, daß sie zwei Eier an einem Tage gelegt hätte. Man war sich zunächst nicht sicher genug, ob nicht etwa ein Versehen in der Beobachtung vorgekommen wäre, aber nach einiger Zeit wurde von derselben Henne der gleiche Rekord ermittelt. Im Verlauf von zwei Monaten wiederholte sich diese Leistung fünfmal. Im ganzen brachte es diese Henne im Verlauf von 33 Tagen auf 34 Eier. Die weiteren Beobachtungen zeigten, daß das Legen von zwei Eiern an einem Tage gar nicht einmal so selten war, daß die betreffende Henne aber dann gewöhnlich am Tage vorher oder nachher kein Ei legte.

Theater.

Deutsches Theater: „Was Ihr wollt“, Lustspiel in fünf Akten von Shakespeare. In seinem Buche über Shakespeare, das den Spuren von des Dichters Persönlichkeit, dem Wechsel seiner Welt- und Lebensanschauung feinsüßlich nachgeht, hat Brandes für die in den Shakespearischen Komödien lebende Grundstimmung einen höchst glücklichen Ausdruck gefunden. Wer sich eine Vorstellung machen will, wie Shakespeare damals, als er — ein Dreißiger — seine Rosalinden, Beatrices und Violas schuf, wohl zu Mut gewesen, der möge sich eines Tages erinnern, wo er mit der Empfindung vollster Frische und Gesundheit erwachte, wo er das Gefühl hatte, daß alle Organe seines Körpers in glücklicher Wirksamkeit waren; das Atmen ging leicht von statten, der Kopf war klar und frei, das Herz klopfte ruhig; es war eine Lust zu leben. Man denke sich dies Lebensgefühl, wie man es kennt, hundertmal so kräftig, man stelle sich seine Einbildungskraft, seine Beobachtungsgabe, sein Darstellungsvermögen hundertmal vermehrt vor, so ahnt man Shakespeares Seelenzustand zu jener Zeit, wo die lichteren, froheren Seiten seines Weisens sich entfalten hatten. Ob der psychologische Rückschluß auf des Dichters eigenes Glücksgefühl zutrefte oder nicht, jedenfalls malen die Worte aufs Anschaulichste die Stimmung, die das freie Phantasiespiel jener Komödien, in seinen Höhepunkten erfährt, bei dem Genießenden auszulösen vermag. Aber dieser feinste Reiz erschließt sich eher dem Leser, der am Gleichgültigen vorbeizieht, beim Fröhlichen und Schönen nach Belieben verweilen kann, als dem auf seinen Sitz gebannten Zuschauer, der alle Szenen, auch die den Stempel ganz zufälligen Zeitgeschmades tragenden, in gleichem Tempo vorüberziehen sieht. Die bunte Mannigfaltigkeit wirkt da zersetzend und ermüdend.

Auch die Aufführung auf der Reinhardtibühne, so viel Fleiß, Geist und Einbildungskraft da mit gearbeitet hatten, gab bei zusammenfassendem Ueberschlag nach meinem Empfinden weniger, nicht mehr, als eine ungebundene Lektüre bietet. Die von O u m p e r d i n d für die eingestricheltenlieder komponierten Weisen mögen noch so passend sein, was hilft das, wenn die wunderbaren, vom schweren Atem verliebter Leidenschaft durchglühnten Verse zum Preise der Musik von einem Herzoge (Herr D e r e g i) gesprochen werden, dessen nüchternes Organ den Strophen den Zauber seelenvollen Wohlklangs gänzlich abstreift. Die Pagenrolle der Viola fand in Fräulein G ö s l i c h eine Vertreterin von einfach natürlicher Anmut und lebenswürdiger Herzlichkeit. Inbes der vollstimmige lyrische Einschlag treu harrender Liebe in dieser Mädchen-gestalt, die Tiefe hinter der Munterkeit kam, ohne daß die Dar-

stellerin darum ein Vortragskräftige, in dem Zusammenhang des Bühnenganges nur flüchtig zur Erscheinung. Die um den Hofmeister Malvolio gruppierten Possenszenen, die zum Teil doch schon recht allkräftig anmuten, drängten alles Uebrige vollständig in den Hintergrund. Eine besonders frappante Leistung trat hier nicht hervor. Wassmanns vorzüglicher Junker Christoph von Bleichenwand war z. B. dieses Schauspielers früheren Shakespeare-rolle schon im voraus bekannt, Schildkrauts Malvolio erzählte mehr durch karikierte Häßlichkeit als charakterisierende Komik. Moissi gab dem Narren, ohne rechte Begründung schien mir, einen weltwehrenden weichen Unterton. — Else Heims war eine auffallend hübsche, zierliche Olivia. Hedwig Wangel als Kammerfräulein ein Ausbund lachlustiger Durchtriebenheit. Die Skulissen zeigten einfache und stimmungsvolle Stillisierung. Beim Szenenwechsel unterhielt Reinhardt das Publikum durch ein ganz eigenartiges Experiment. Der Vorhang fiel nicht. Man sah im Halbdunkel die Drehbühne mit ihren verschiedenen Bildern sich langsam fortbewegen. Das Sin und Her der Bilder erinnerte etwa an Bierleiten, wie sie beim flüchtigen Durchblättern eines Buches rasch vorüberhüben. Zum bunten Märchencharakter der Komödie stimmte das Spukhaft-Phantastische, das Durcheinander von vor und hinter den Kulissen gar nicht übel. dt.

Kunst.

„Ueber die künstlerischen Probleme der heutigen Architektur“ sprach Architekt August Endell in dem von ihm erbauten Festsaal Rosenthalstr. 40. Endell ist einer der begabtesten jüngeren Architekten Berlins und so boten seine Auseinandersetzungen vieles Interessante.

Zu Anfang betonte er die Notwendigkeit, zu neuen Bauformen zu kommen. Da unsere Technik, unsere Konstruktionsmöglichkeiten, unsere Art des Wohnens, unser Lebensgefühl andere geworden seien, müßten auch die Formen der Architektur von selbst sich ändern. Die Römer konnten Gewölbe von 20—30 Meter überspannen, wir können solche von 70, ja 100 Metern überdachen. Andererseits wohnen wir enger beieinander, dichter übereinander und wir verlangen anderes und mehr von unseren Räumen, in denen wir wohnen, als die Vorfahren. Man habe versucht, durch Auswahl alter Formen zu einer neuen Architektur zu kommen. Sowohl in dem einfachen Sinn, daß man die Stilprache überträgt (wobei meist, da die Verhältnisse andere sind, Entgleisungen vorkommen) oder in dem feineren Sinne eines Wesiel und Hoffmann, die in sorgfältiger, geschmackvoller Weise wirklich den Geist der alten Architektur in einem Extrakt darbieten. Aber auch hier sei oft das Resultat ein unglückliches, da moderne Forderungen oft mit der alten Architektur kollidieren. Aber speziell auf dem Gebiete des Grundrisses, der Raumausnutzung sei diese ältere Generation vorbildlich tätig gewesen.

Danach kam die kunstgewerbliche Bewegung der achtziger Jahre, die nach einem allgemeinen Ueberschwang bald eine Ernüchterung brachte. Die Folge war, daß man nun, um sich vor der Fülle des Faltschen und Uebertriebenen zu retten, betonte, man dürfe nur zweckgemäß, materialgerecht, konstruktiv bauen. Dies war ein Nothbehelf, kein Ende. Denn über der Nothdurft steht die Schönheit. Schönheit in Form und Farbe sei etwas sehr Reales, speziell in der Architektur. Man sehe das an den alten Bauwerken, bei denen uns oft eine unerklärliche Schönheit entzünde. Diese Schönheit kann, da sie in den architektonischen Verhältnissen liegt, studiert, untersucht, gelehrt werden.

In dieser Weise sei das Studium der Alten zu empfehlen. Sowie ich eine antike Säule nicht darauf ansehe, wie ich sie benutzen kann, sondern zu dem Zwecke, zu ergründen, wie ich der Baumeister zu diesem Ausdruck gekommen, warum hat er hier geändert, dort fortgelassen, dort hinzugefügt, belebt sich vor meinen Augen die Vergangenheit. Ich jüde nicht Motive zusammen, sondern ich lerne verstehen, erziehe mich, bereichere mich durch Erkenntnis der Arbeitsweise der alten Meister und finde auf diesem Wege neues. Ebenso geht es mit der Natur. Sie liefert einen unerlöschlichen Schatz von Vorbildern. Diese muß ich studieren. Ich muß mir z. B. ein Blatt, eine verschiedene Serie von Blättern ansehen, so genau ansehen, daß sich mir die individuelle Form jedes Blattes einprägt. Dann arbeite ich weiter; ich variere; ich lasse hier eine Schwingung weg, füge eine Linie zu, stelle das Blatt auf den Kopf. Aus diesem Vorrat suche ich mir dann das jeweilig Passende aus, das den Rhythmus der Form, die ich verlange, am geschmeidigsten ausdrückt. So kann ich auch mit Linien operieren; überall beleben sich vor meinem Blick neue Möglichkeiten. Das ist eine Technik des Schaffens, die gelehrt werden kann, da sie auf Kenntnissen, Gesetzen beruht, und in diesem künstlerisch lebendigen Sinne ist das Studium der Aesthetik zu empfehlen, um durch Vergleichen der Formen zu einer lebendigen Anschauung, zu einer Kritik zu kommen. Indem ich die Wandlung der Formen überblicke, eröffnen sich mir neue Perspektiven. Da die Architektur von heute überall durch Vorschriften gebunden ist, gilt es durch geschmeidige Auswahl jeweils das Passendste zu suchen.

In diesem praktischen Sinne will Endell im kommenden Winter Vorträge über Architektur halten, an der Hand von Zeichnungen, Photographien und Lichtbildern. Der Zyklus erstreckt sich über zwei Jahre und soll eine zum selbstständigen Bauformenlehre geben. Endell vereint Temperament und kluges Urtheil; er strebt hin zum Bewußt-Schöpferischen; er besitzt damit ein vorzügliches Lehrtalent

und es ist zu wünschen, daß ihm Gelegenheit gegeben wird, fördern und anregend zu wirken. Nicht nur als Lehrer, sondern auch als Künstler, als Architekt mit praktischen Beispielen seiner Kunst, das heißt, daß er Aufträge erhält.

Es ist ein Gewinn, daß ein Architekt, der Künstler ist, der in seiner Kunst so bewußt das Neue sucht, von dieser zu reden unternimmt. Nur der Künstler überzeugt uns. Wir beginnen uns von der Wissenschaft zu emanzipieren. Und es ist das wohl als ein weiteres erfreuliches Zeichen dafür anzusehen, daß die Freude an der Baukunst im Steigen begriffen ist. o. s.

Medizinisches.

Die Heilung der zerrissenen Leber. In der Chirurgie gibt es heute nichts Unmögliches mehr. Die schwersten Verletzungen, die ohne operative Eingriffe sicher zum Tode geführt hätten, werden jetzt durch die kühnen Eingriffe des Chirurgen geheilt. In Zürich geriet kürzlich ein Bahnarbeiter zwischen die Räder zweier Güterwagen, und es wurde ihm der Unterleib stark gequetscht. Er konnte immerhin noch 200 Meter weit zum Arzte gehen, fiel aber bei demselben mit den schwersten Zeichen der inneren Blutung ohnmächtig zu Boden. Bei der in der Klinik 2½ Stunden nach der Verletzung vorgenommenen Leibesöffnung, stürzten große Massen Blut aus der Leberhöhle heraus. Als Ursache der Blutung erwies sich eine schwere Verletzung der Leber, der linke Lappen war fast völlig vom rechten abgerissen. Um die sehr starke Blutung zu stillen, wurde der linke Leberlappen völlig entfernt, wobei eine 16 Zentimeter lange Wundfläche des rechten Lappens zurückblieb. Der Stumpf wurde alsdann zusammengeklümpelt und die blutenden Gefäße unterbunden, dann wurden acht Nähte angelegt, welche den ganzen Leberquerschnitt durchsetzten. Der entfernte linke Lappen wog 320 Gramm. Nach mehrtägigem Fieber und Erbrechen erholte sich der Kranke allmählich von der schweren Operation und dem Kräfteverfall und wurde genesen entlassen.

Technisches.

Elektrische Rattenvertilgung. Damit ein großes Unheil auch nicht ganz ohne gute Folgen sein sollte, hat das Auftreten der Pest in Indien mit ihren beispiellosen Verwüstungen einen Fortschritt gebracht, der sowohl in materieller wie in hygienischer Beziehung, was übrigens oft in einem engen inneren Zusammenhang steht, nicht gering zu veranschlagen ist. Die alte Lehre von der Ausbreitung der Pest durch die Ratten ist wieder aufgelebt und von der Wissenschaft bestätigt worden, und dadurch ist es zu einer richtigen Kriegserklärung des Menschen gegen dies Ungeziefer gekommen. Namentlich hat die Technik alle möglichen Mittel aufgeboten, die zu einer Vernichtung der Schiffsratten führen könnten, weil die Rattenbevölkerung der Schiffe selbstverständlich in erster Linie dazu geeignet ist, die Pest auf weite Entfernungen und über Meere hinweg zu verpflanzen. Die meisten Beiträge zu dem Arsenal dieses Krieges hatte bisher die Chemie geliefert, indem sie verschiedene giftige Gase, wie Kohlenäure, schweflige Säure nebst den zu ihrer wirksamen Anwendung nötigen Apparaten zur Vergiftung der Ratten empfahl. Jetzt hat auch die Physik mobil gemacht, denn im „Gesundheitsingenieur“ ist von einer Erfindung zu lesen, die von Albert von Wiederheim in Wien herrührt und den elektrischen Strom zu dem erwähnten Zweck benutzen will. In den Schiffsräumen wird eine große Zahl von metallischen Spizen angebracht, die ziemlich dicht nebeneinander stehen und mit einer elektrischen Starkstromleitung verbunden sind. Jede Ratte, die mit einer dieser Spizen in Berührung kommt, ist sofort verloren. Nun wird außerdem zwischen die Spizenreihen noch irgendein Roder gelegt, und außerdem fällt die elektrisch hingegerichtete Ratte in ein geschickt angebrachtes Faß. Selbstverständlich kann diese Erfindung auch an anderen Stellen außer auf Schiffen verwandt werden, z. B. in Kanalisationen. Man läßt die elektrische Mausfalle in den Kanal hinab und zieht sie dann mit den getöteten Tieren wieder heraus. Versuche, die mit der Erfindung in Triest angestellt worden sind, haben befriedigende Ergebnisse erzielt.

Humoristisches.

— Glücklich Zusammenreffen. Wohnungsvormieterin: „Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich in Geldpunkte sehr energisch bin. Ihr Vorgänger blieb mir drei Monate die Miethesuld, und als er auch da noch nicht zahlen konnte, habe ich ihn einfach hinausgeworfen.“ — Mieter: „Nacht nichts. Unter diesen Bedingungen nehme ich die Wohnung auch!“

— Die Hauptsache. Else: „Was, Du gehst schon wieder ins Theater? Das Stück hast Du doch schon gesehen!“ — Grete: „Ja — aber noch nicht in meiner neuen Toilette!“

— Kathederblüte. Professor der Naturgeschichte: „... Sie sehen hier, meine Herren, ein selten schönes Exemplar eines Gorilla-Schädels. Solche Schädel existieren in unserer Stadt nur zwei; den einen besitzt das Museum, den anderen habe ich.“

(„Fliegende Blätter“.)